

Dario Van Meenen
Stufe Q2

Thema Nummer IV:

„[...] das Wissen macht uns weder besser, noch glücklicher.“

(Kleist in einem Brief an Adolphine von Werdeck, 28./29. Juli 1801. In: Werke und Briefe, hg. v. Helmut Sembdner, Bd. II. Carl Hanser Verlag, München 1984, S. 679.

Auch online verfügbar: http://www.kleist-digital.de/brief?id=letters/b_050.xml)

Das menschliche Wesen, aufzufassen als Determinante seiner selbst, umfasst das Wissen als abstrakt zu betrachtendes, platonisches Sein sowie Seiendes des Verstandes, wobei es nach den Maßstäben seiner Vernunft handelt und urteilt. Inwiefern trägt nun das Wissen transzendent bzw. immanent dazu bei, individuelle Glücksvorstellungen eines Menschen hervorzurufen sowie, nach einer noch festzulegenden Definition des Begriffs „Gut“, den Menschen zu formen? Grundsätzlich fasse ich unter dem Aspekt, hinsichtlich dessen sich aufgrund des Wissens ein „besserer“ Charakter zuordnen lässt, in diesem Essay das moralische Verhalten auf.

Zunächst ist zu erläutern, was ich mit der anfänglichen Definition des Menschen zu implizieren vermag. Des Menschen freie Entscheidungskraft, welche in individuell zurückzuführenden Vorstellungen von moralischen Werten einer Person resultiert, befindet sich in einem Spannungsfeld von individuellen sowie anthropologischen Konstanten. Zu den individuellen Konstanten bzw. Aspekten lässt sich die Persönlichkeit mit allen, dieser inhärent auszeichnenden Eigenschaften des Menschen, zuordnen, dessen Einfluss sich in der Entscheidung des zu betrachtenden Menschen widerspiegelt. Den anthropologischen Konstanten ordne ich unter Anderem moralische Größen zu, welche den Grundzügen des menschlichen Seins entsprechen und diesen somit bedingt determinieren (Hospers). So fasste der Psychologe Heiko Ernst die sieben Todsünden als Archetypen anthropologischer Konstanten auf; der Tiefenpsychologe Freud schrieb dem Menschen einen natürlich destruktiven Trieb zu, nach dessen Bemächtigung der Mensch unentwegt strebt, um in keinen Zustand eines „bellum omnium contra omnes“ (Hobbes) zu geraten.

Immanuel Kant formulierte in seiner allgemeingültigen deontologischen Ethik, dass ausschließlich eine Handlung, welche der Empfindung eines Pflichtgefühls entspringe, einen moralischen Wert besitze, da die Maxime, nach der die Handlung beschlossen werde, von einem Prinzip „a priori“ abhängig sei. Somit wäre der Existenz von anthropologischen Konstanten, welche sich determinierend hinsichtlich des menschlichen Verhaltens auswirken, in Anbetracht der Argumentationsweise Kants, eine Maxime inhärent, welche universellen Ursprungs sein müsste, um den menschlichen Handlungen eine moralische Größe beizumessen.

Damit sich, bezüglich der Erörterung, das menschliche Verhalten als „gut“ erachten lässt, setze ich diesem als Bedingung einen moralischer Wert voraus. Einen moralischen Wert universell zu definieren, wie es Kant mit dem Begriff der Pflicht vermochte, lehne ich jedoch bewusst ab, da es häufig situationsabhängig ist, was ein moralisch gutes Handeln auszeichnet.

Schlussfolgernd, in Anbetracht der Muster der bereits angeführten Sachlage, welche auf den Ursprung der Ethik Kants zurückführt, gäbe es eine übergeordnete Maxime, welcher jedwede moralische Beurteilung einer Handlung entspringt. Diese Maxime müsste den anthropologischen Konstanten zugeschrieben werden, um rechtmäßig den Anspruch eines allgemeingültigen Charakters zu besitzen. Dieser unveränderliche Charakter des Seins anthropologischer Konstanten, dessen angewendeter Terminus des Begriffes „Sein und Seiendes“ auf nicht nur Platons, sondern auch auf Parmenides' Ansicht zurückführt, wobei das „Sein“ stets unveränderlich ist, das „Seiende“ jedoch den veränderlichen Paradigmen entspricht, wäre nach der Vorstellung Kants fortwährend das Maß, welches zur Bestimmung moralischen Handelns angewendet werden müsste.

Demnach könnte letztendlich das Wissen lediglich zu einer Verschärfung des Bewusstseins in Bezug zum eigenen Handeln beitragen, der moralische Wert dieses Vorganges wäre jedoch weiterhin abhängig von einer universellen, nicht veränderlichen Größe. Wäre dies allerdings der Fall, so folgte daraus der Wille eines allgemeingültigen Axioms, dessen Gestalt als Fundament meines, der menschlichen Fehlbarkeit - als vollkommen neutraler Aspekt begründet - kompensierenden Verhaltens aufzufassen wäre sowie einer moralischen Abwägung inhärenten Instanz, welche, in punktuell den Erwartungen unvereinbaren Situationen, zu einem moralischen Dilemma führte, dessen sich kein Mensch mächtig fühlte. Gemäß Kants gesinnungsethischer Auffassung der moralischen Beimesung, wäre beispielsweise die Tat einer Lüge des Schutzes eines Freundes wegen verpönt und moralisch verwerflich trotz ihrer, der handelnden Person rechtmäßig erscheinenden individualmoralischen Korrektheit. Inwiefern trägt jedoch nun das Wissen zu dem moralisch richtigen Handeln bei? Wer befindet sich überhaupt in der Position, ein solches Urteil zu fällen?

Zu beachten ist die Historie der Gesellschaft, um zu begründen, ob Wissen in den Zusammenhang mit der Moral zu bringen ist. Der abstrakte Begriff der Moral beschreibt, wie der Mensch zu handeln hat, sowohl gegenüber sich selbst, als auch gegenüber anderen Menschen. Betrachtet man frühere gesellschaftliche Verhältnisse beispielsweise der Scholastik, in deren Epoche die Gesellschaft äußerst tiefgründig von dem religiösen Dogmatismus der Kirche geprägt war, führte das Streben nach höheren Erkenntnissen beispielsweise in den Bereichen der Naturwissenschaften dazu, dass diese Menschen einer gesellschaftlichen Deprivation unterlagen, da eben diese Erkenntnisse dem religiösen Dogmatismus als Gegensatz fungierten und den religiösen Begründungen der äußeren Erscheinungen widersprachen. Demzufolge gerieten äußerst wissbegierige Menschen in eine gesellschaftliche Ächtung und waren nach den vergänglich zu definierenden Maßstäben nicht als „bessere“ Menschen tätig, da sie dem Wohl der Gesellschaft, das dem Verharren an bestehenden Paradigmen entsprang, entgegenstanden. Nichtsdestotrotz gelangten diese Menschen zu Glück aufgrund der in ihnen personifizierten Prinzipientreue bzw. „Andreia“ (Platon) – so zeichnete das heliozentrische Weltbild des Kopernikus als astronomische Grundkenntnis die Neuzeit aus, welches jedoch ursprünglich als Schandtät gegenüber der Religion aufgefasst wurde.

Im Verlauf der bisherigen Betrachtung wurde der moralische Wert einer Handlung stets im Schein fremder Betrachtung geschildert. Es ist allgemein festzuhalten, dass der Blick fremder Personen teilhaftig am realen Wert meiner Tat ist, so prägen diese meine Essenz (Sartre) und bilden einen Spiegel meines Verhaltens (Pirsig). Fasse ich mein Handeln als moralisch gut

auf, so muss dies nicht zwangsweise der Betrachtung anderer Menschen entsprechen. Der Mensch befindet sich stets in einer geistigen Auseinandersetzung mit sich selbst, um schließlich zu einer Entscheidung zu gelangen, welche seiner Vorstellung des höheren moralischen Stellenwertes entspricht. Den anthropologischen Konstanten untergeordnet ist die Tatsache, dass, wie das Zitat des Philosophen Heraklit „panta rhei“ – übersetzt „Alles fließt“ – treffend den Zustand einer der Zeit einverleibten Wandlungsform des menschlichen Wesens skizziert, der Prozess der Wissensaneignung einer natürlichen Gegebenheit des Lebens entspricht. Ich bin davon überzeugt, dass dieser Prozess dazu beiträgt, der inneren Auseinandersetzung, welche dem Überwinden einer persönlichen Divergenz bezüglich eines Sachverhaltes dient, eine differenziertere Spannbreite an Perspektiven zu verleihen, wodurch der Abwägung die Berücksichtigung verschiedener Resultate teilhaftig ist. Ein moralischer Wert lässt sich somit im Hinblick auf verschiedene Betrachtungswinkel erreichen. Reduziert man den Diskurs um die zu Beginn angeführte Frage auf dieses Ergebnis, lässt sich festhalten, dass das Wissen in der Tat dazu beiträgt, den Menschen zu einem „besseren“ Wesen zu formen.

Wodurch zeichnet sich jedoch Glück aus? Ist es notwendig, zu der Stufe der Dialektik (Platon) zu gelangen, um wahrlich „Glück“ zu empfinden? Muss der Mensch sich für einen der drei Habitus – Lust, Ehre, Vernunft - entscheiden, wie es bereits Aristoteles als Aufgabe des Menschen niederschrieb? Glück ist etwas Erstaunliches, das die Menschen zu unglaublichen sowie irrationalen Dingen treibt. „Wissen ist Macht“ (Bacon). Der Wille zur Macht zeichnet sich als Wille des Lebens aus, welcher durch den menschlichen Egoismus – als anthropologische Konstante, welche die Liebe des Menschen zu seinem Leben (Feuerbach) illustriert – intensiviert wird. Der Mensch strebt demnach nach Wissen, welchem die Erkenntnis teilhabend ist – so wurde diese Ansicht von Platon sowie seinem Schüler Aristoteles geteilt, der einst formulierte: „Zwar liebe ich Platon, aber noch mehr die Wahrheit.“; so repräsentiert Aristoteles eine vollkommene Hinwendung zur Erkenntnis, die sich in der autarken Lebensform der Vernunft widerspiegelt, manifestiert in einem Pfad, ausgerichtet auf eine innere Form der Eudaimonia (Aristoteles). Folglich wird der Wille des Lebens gemäß dem platonischen Eros durch das natürliche Streben des Menschen nach Wissen erreicht.

Ich entgegne Ihnen jedoch, wählet keinen Habitus! Eine Festlegung widerspricht meiner ursprünglichen These, dass dem Moment die Kraft der Entscheidung entspringt, dessen Fundament die menschliche Vernunftbegabung darstellt, welche einem fließenden Strom einer steigenden „techné“ – um die Terminologie Aristoteles´ beizubehalten, beschrieben wird das steigende theoretische sowie praktische Wissen - an Bedeutung äquivalent erscheint.

Der Mensch befindet sich in einem Käfig voller Irrtümer (Nietzsche), er reflektiert unentwegt seine Situation und zeichnet sich demnach als denkendes Wesen aus – sich widerspiegelnd innerhalb des berühmten Zitats des Philosophen Descartes „Cogito ergo sum.“. Wie vermag nun der Mensch, gefangen in einem eigens hervorgerufenen Käfig, dessen Silhouette der Ungleichförmigkeit äußerer Erscheinungen, vielmehr dem verworrenen Verhältnis der nicht zu unterscheidenden Tatsachen gegenüber Aporien des Umfeldes entspringt – was dem Ansatz der Skepsis entspricht -, sich dem Zustand des Glücks zu bemächtigen? Meiner Ansicht nach ist es eine der fundamentalsten Prämissen für die Empfindung einer Glücksvorstellung, nach einem Sinn innerhalb des eigenen Handelns zu trachten. Dem Menschen obliegt die eigens erteilte, durch den Wunsch einer Erfüllung aufgrund des

empfundenes Glücks hervorgerufene Pflicht, seinem Handeln einen immanenten bzw. transzendenten Sinn zu verleihen (Patzig). Dementsprechend war diese Ausrichtung des Denkens ausschlaggebend für eine, an den zeitgenössischen gesellschaftlichen Normen gemessenen, irrationale Tat, welche gemäß einem fremden Blick, der einer Inter-Subjektivität (Sartre) dient und folglich als Knospe der wachsenden Kenntnis meiner selbst fungiert, in vergänglichen Verhältnissen als moralisch verwerflich erachtet werden konnte, heutzutage allerdings als essentiell für den Fortschritt der Gesellschaft gelten würde.

Es ist, so wage ich an dieser Stelle zu formulieren, das Irrationale des Rationalen, determiniert gemäß fremder Betrachtungsweisen – basierend auf verantwortungs- sowie gesinnungsethischen Richtlinien -, welches der Ursprung außermoralischen Handelns sein kann, das unter zukünftigen, beispielsweise den Menschenrechten tendenziell eher gerecht werdenden Normen als moralisch wertvoll erachtet werden kann – wie es in Anbetracht der Vergangenheit der Fall gewesen ist. Anders betrachtet ist es die Rationalität am Irrationalen, welche den Keim menschlicher Verwirklichung darstellen kann; eine Form des Eskapismus aus den restriktiven Zwängen irrationaler Rationalität.

Es sei nicht die strikte Einhaltung eines Habitus, welche dem Menschen das Glück darbringt. So unterstreicht Protagoras' homo-mensura-Satz „Der Mensch ist das Maß aller Dinge, dessen, was ist, dass es ist, dessen, was nicht ist, dass es nicht ist“ die Kausalität zwischen dem Wesen des Menschen und sämtlicher Erwägungsmuster anthropologischer Größen – darunter zu betrachten wäre ebenfalls das Glück. Demnach beschreibt „Glück“ die Erfüllung eines individuell vom Menschen als positiv definierten Zustandes und ist dementsprechend variabel. Des Menschen Aufgabe entspricht der Erfüllung des Orakelspruchs in Delphi „Gnothi seauton“ – übersetzt: „Erkenne dich selbst.“ -, denn nur auf diese Weise ist der Mensch dazu befähigt, zur wahren Eudaimonia (Aristoteles) zu gelangen.

Zudem ist hinsichtlich der Thematik anzumerken, dass sich Glück und Moral gelegentlich als unvereinbar gestalten. So geriet der Philosoph Sokrates in den Vorwurf der Asebie und wurde zum Tode verurteilt, doch strebte er in Wahrheit nur nach Erkenntnis, indem er andere und sich selbst stetig prüfte. Dieser Präzedenzfall möge uns als Beispiel für die bedingte Inkongruenz beider Aspekte dienen. Sokrates nahm den Genuss einer qualitativ höheren Form des Glückes wahr (Mill), welche auf das erfüllte Streben nach Wissen zurückzuführen ist, jedoch traf sein Verhalten auf moralischen Widerstand; zusätzlich ließ er seine Familie im Stich dadurch, dass er die Möglichkeit einer Flucht nicht in Betracht gezogen hat – er empfand es als moralisch falsch, vor seinem Urteil zu fliehen. Sokrates empfand diese höchste Form des Glückes in der Verfolgung des ihm selbst geschaffenen Sinnes, welcher sich innerhalb seines Trachtens nach Wahrheiten verbarg. Somit präferierte Sokrates den Tod, dessen Wert er ebenfalls dem erteilten Sinn unterordnete, und stoß demnach auf moralische Zweifel seiner Tat, wohingegen er existentielles Glück verspürte. Nun ist es meiner Absicht nicht teilhabend, die Taten des Sokrates einer moralischen Wertung zu unterziehen, um sein Verhalten zu missbilligen; jedoch möge es als Prüfstein menschlicher Kraft dienen, inneres Glück auf exorbitant diversifizierte Weisen zu verspüren.

Innerhalb des menschlichen Wesens ereignet sich ein Krieg der Gegensätze. Dieser „Krieg ist der Vater aller Dinge, ist aller Dinge König“ (Heraklit), somit auch der beiden Zustände des Glücks und der Trauer, der Moral sowie des Amoralismus. Der Trauer entsprungen entsteht das Glück, welches jeder Mensch für sich selbst entdecken muss. Das Wissen trägt zu den individuellen Konstanten des menschlichen Seins bei, verschärft eine differenziertere

Erwägung moralischer Hintergründe, ist jedoch nicht in der Lage, den Blickwinkel der urteilenden Person zu ändern. Nichtsdestotrotz bedarf es eines vernünftigen Charakters, dem Streben nach Weisheiten bzw. einer Handlungsweise einen Sinn zu verleihen, um zu Glück zu gelangen. Es muss der „Wein des Lebens“ (Karen Blixen) bewusst intendiert verkostet werden; resultierend folgt dem Krieg Chaos innerhalb der anthropologischen Konstanten. Allerdings bedarf es dieses Chaos, „um einen tanzenden Stern gebären zu können“ (Nietzsche); es liegt innerhalb des freien Aktvollzugs meines Wesens, für mich zu entscheiden, ob ich in mir selbst die Verwirklichung desjenigen Charakters sehe, welcher zurück in die Höhle kehrt, um die Unwissenden trotz der Gefahr des Irrtums zu belehren. So lasset mich schließen, „ihr habt noch Chaos in euch“, bedient euch ihres des Glückes wegen!